

Der Tanzpapa.

Aus den Memoiren eines Ballwäters.

„Sie“ nennt mich Onkel, auch wohl Onkelchen! Wenn „sie“ sehr gutelaunt ist oder etwas Besonderes von mir will, legt sie das Köpfchen auf die Seite, blinzelt mich an und sagt: „Tanzpapa!“

„Tanzpapa!“ — Wohlverstanden, „Tanzpapa“, nicht etwa Ballwäter, wie landesüblich. Das klingt so ungraziös; aber „Tanzpapa“ — ordentlich jung fühlt man sich bei diesem Worte, und gleich fällt einem der „Tanzpapa“, der „Tanzbär“ und andere Sachen ein.

Zu „ihrer“ Abholung muß ich auf den Bahnhof — der Anfang meines Lebensweges. Bei zehn Grad Kälte pendele ich den Bahnsteig auf und ab und erwarte „ihren“ Zug, der sich natürlich verspätet.

Da, endlich! Aus einem Abteil zweiter Klasse guckt ein Biberbarrett. Ich öffne die Thür. Eine Handtasche, eine Blaudrolle, ein Regenstirn, eine halb geleerte Kuchentüte und eine Hutschachtel von ungeheuren Dimensionen fliegen mir entgegen.

Danach kommt „sie“! „n Tag, Onkelchen!“ „n Tag, Here!“

„Mein, du, was ist mich aber freud!“

„Das ist schön, mein Kind!“

„Du, Onkelchen, sage mal, sind die Leutnants bei euch nett?“

„Es geht“, antwortete ich etwas zurückhaltend. „Halt dich nur an mich, ich bin viel netter.“

„Du? Ach, du bist doch mein Ballwäter, ach nein, pardon, mein Tanzpapa!“

Da ist es zum erstenmal, das raffinierte, kleine Wort. Von seinem Wohlklang berauscht und geschmeichelt, wandle ich mit meiner vielversprechenden Nichte durch die Bahnsteigpforte. Da fällt mir ein, den Gepäckschein muß ich ja haben. Sie sucht in ihrem Handtäschchen, in ihrem Portemonnaie, findet ihn aber nicht. Schließlich erinnert sie sich, daß sie ihn im Kupee in das Gepäck gelegt hat, um — ihn nicht zu vergessen.

Ich laufe zurück an den Zug, der eben weiterfahren will, finde glücklich das richtige Kupee, das richtige Gepäckschein und den richtigen Gepäckschein. Mit Lebensgefahr springe ich noch zurück, als die Lokomotive schon ansieht, wofür mich die Bahnpolizei mit einem Strafmandat wegen „Gefährdung der öffentlichen Sicherheit“ belangen wird.

Zu Hause angekommen, packt „sie“, nach stürmischer Begrüßung mit meiner Familie, die Koffer aus. Sie thut dies mit mädchenhafter Ungeniertheit in meinem Zimmer, das sonst außer mir eigentlich niemand betreten darf. Um Erlaubnis hat „sie“ vorher natürlich nicht gefragt, sie nimmt diese als selbstverständlich an, und ich wage nicht, sie eines anderen zu belehren.

„Da, halte bitte mal das Kleid, Onkel!“

Mit diesen Worten drückte „sie“ mir ein duftiges etwas von weißen Spitzen in den Arm.

„Über, bitte, ja nicht brücken!“

Zwei zierliche, goldene Schuhchen stellt sie auf meinen Schreibtisch!

Mein Frau lächelt, ich auch, — aber gezwungen.

„Sie“ beherrscht uns alle, „sie“ stellt unser ganzes Haus auf den Kopf, „sie“ köhlt jede bestehende Ordnung um. Alles gehorcht ihr, von mir, dem gewaltigen — Hausherrn an, bis herunter zu „Männern“, dem Dadel, und „Pieps“, dem Kanarienvogel.

„Sie“ herrscht mit ihrer fröhlichen Stimme, mit ihren lachenden Augen, mit ihrer ganzen Person. Tagelang machen wir mit ihr Besuche! Meine Frau meint, es schickt sich so, daß ich dabei mitwirkte!

Dann werden wir ebenso andauernd eingeladen, natürlich zum Tanzen — „ihretwegen“ —, das ist ja auch der Zweck der Uebung. Meine Frau behauptet, „sie“ hätte tolle Erfolge. Den Rotifonstücken nach, die wir nach Hause schleppen, muß es auch wohl so sein.

Ich sage „wir“, denn was das Schleppen anbelangt, bin ich gewissermaßen der allein duldende Teil. In einer Hand trage ich beim Nachhausegehen gewöhnlich „ihre“ Balltrophäen, in der andern die meiner Frau, eine dritte Hand brauche ich zum Öffnen der verschiedenen Thüren, eine vierte, um meinen beiden Ballbäumen die ewig herunterstehenden Kopfkücher wieder so zu legen, daß sie sich nicht ersetzen. Ich habe einmal etwas von „vierhändig“ gehört und denke mir besagten Zustand ungefähr so, wie

jetzt den meinen. In unserer Wohnung angekommen, wird dann noch zwei bis drei Stunden das Fest besprochen. Wenn ich gegen drei Uhr morgens energisch in's Bett verlange, weil ich früh wieder zum Dienst muß, sieht „sie“ mich mit ganz wachen Augen mitleidig an.

„Armer Tanzpapa, bist schon müde?“

„Ich glaube sogar, sie motiviert sich über mich.“

Wir geben einen Hausball! „Ihretwegen.“

Ich habe vermittels wohlwilliger Einladungen etwa fünfzehn junge Damen und zwanzig Leutnants zu uns gebeten. Sie haben alle zugestimmt. „Der König rief, und alle, alle kamen!“

Meine Frau sagt, es würde sehr nett werden. Unsere Wohnung ist vollständig um, besser gesagt ausgeräumt. Im Wohnzimmer wird getanzt, mein Zimmer ist der Büffetraum, unsere Kinder schlafen in der Badestube, wo auch zugleich die Bowle kalt gestellt wird. Alle übrigen Räume sind mit Hilfe von Lorbeer- und Orangebäumen zum Empfang hergerichtet.

Es sieht wirklich sehr nett bei uns aus. Wenn ich nur wüßte, wie und wo ich die nächste Nacht mein Haupt niederlegen werde. Als ich danach beschreiben frage, sagte „sie“: „Laf nur, irgendwo finden wir eine Schublade für dich, da packen wir dich in Watten!“

Nach einer Weile steht „sie“ den Kopf durch die Thürspalte.

„Onkel, ich möchte aber den Leutnant v. K. als Tischherren.“

Über der Leutnant v. K. schärzwenzelt mir viel zu sehr um sie herum. Ueberhaupt ein Fufar! Pöht mir nicht, sage ich, und gebe ihr einen anderen.

„Sie“ maut dafür mit mir, bis die Gäste kommen. Als das Abendbrot eingenommen ist, gebente ich mich zu brüden. Das Schicksal will es anders, der Klavierspieler verspätet sich.

„Sie“ kommt mit lebend gefalteten Händchen zu mir.

„Ach, Tanzpapa, süßer, lieber Tanzpapa, spiel du, du tanst doch 'n Walzer spielen!“

Ja, ich kann einen. Ich nehme die Cigarre in den linken Mundwinkel und lege los.

„Schneller, schneller!“ kommandieren die Herren Leutnants.

Gott sei Dank, der Klavierspieler kommt! —

Seit unserem Hausball finde ich in meinen vier Wänden keinen Frieden mehr. Es klingelt bei uns fortgesetzt. Immer haben wir Besuch. Meist junge Herren, die sich nach dem Befinden meiner Frau erkundigen wollen. Ich weite darauf, sie meinen gar nicht meine Frau. Ich spiele bei diesen Besuchen die beneidenswerthe Rolle eines Anstandsbaubaus.

Sonntags haben wir meist Mittagsgäste, auch junge Herren.

„Sie“ sagen sich an“, behauptet meine Frau.

„Das wollen wir ihnen nur schleunigst wieder abgewöhnen!“ rathe ich.

„Ach, sie sind ja so bescheiden!“

Ja wirklich, sie sind bescheiden, sie beanügen sich rührender Weise mit unserem Sonntagssbraten. Leider sitzen sie nach Tisch aber auch noch bei uns.

In nächster Zeit soll übrigens für die Wohlthätigkeit allerhand Kurzwel abgetrieben werden. Bei uns finden zu diesem Zwecke jeden zweiten Tag Proben für eine Art Ueberbrett statt.

„Sie“ macht natürlich auch mit. Ich darf zuhören. Ich kann den „lustigen Ehemann“ jetzt schon gut auswendig.

Dieser Hufarenleutnant K., was hat er nur fortwährend mit „ihr“ zu lachen?

Ich glaube, es ist oft nicht leicht, Tanzpapa zu sein.

„Sie“ fängt an, eitel zu werden, sie will sich fröhnen lassen.

Wir reden ab.

„Aber Kind, du siehst ja so nett aus!“

„Ach — so einfach!“

Wir geben nach. Die Friseurin kommt mit einer Ledertasche voll allerhand holländischer Instrumente. Man packt die Instrumente aus und zündet Spirituskammern an.

„Ihr“ werden die Haare mit feurigen Zangen gebrannt, „sie“ wird toupiert, wird onduliert, wird frisiert.

„Ihr“ Kopf wird mit hundert Lödchen hergerichtet, wie der des „Apollo von Bellevue“ ungefähr. Ein feuerrothes Band wird durch diese Pracht geschlungen.

„Sie“ steht sinnend und besieht sich im Spiegel erst von vorn, dann von hinten, dann von beiden Seiten.

Darauf kommt sie zu mir.

„Onkelchen, wie findest du mich?“

Ich starrte sie entsezt an. Wie hat man das hübsche Mädel hergerichtet! Meine ganze Balltrophäe ist ruiniert.

„Om!“ äußere ich vielsagend.

„Sie“ schlägt die Hände vor das Gesicht und fängt bitterlich an zu weinen.

„Ich muß zu Hause bleiben, so kann ich mich nicht sehen lassen!“ schluchzte sie.

Da kommt mir ein rettender Ge-

danke. Draußen brodelte gerade das abendliche Badewasser für unseren Jüngling. Da halte ich ihr den Kopf darüber, mitten in den heißen Wasserdampf hinein. Das löst die unnatürlichen Veden der wohnwichtigen Frisur auf. Und wenn mir auch der Angstschweiß dabei ausbricht, „sie“ ist getretet.

Groß steht er da — „ihr Tanzpapa!“

Ich beobachte jetzt allerhand, und so harmlos ich auch aussehe, ich merke noch mehr.

Der Hufarenleutnant drängt sich an uns heran, er hat eine entfernte Verwandtschaft mit „ihr“ ausgegraben. Er holt sie zum Schlittschuhlaufen ab, er bringt ihr Blumen und Bonbonnieren, auf deutsch: er macht ihr die Cour. Sie zault viel mit ihm, das beruhigt mich etwas.

Ich verlege mich auf's Spionieren, ich entdecke täglich mehr, was mir zu denken giebt. Meine Frau lacht mich aus, aber ich kann mir nicht helfen, ich bin mißtrauisch geworden.

Kommt doch gestern unser „Männchen“, unser Dadel, triumphierend mit einem Stück Papier zu mir in's Zimmer gelassen. Ich nehme es ihm fort, und es zeigt sich, daß es das Fragment eines Briefes ist. „Ihr“ Handschrift.

Ich bin gewiß nicht neugierig, aber ich halte es für meine Pflicht, das Geschreibsel zu entziffern. Steht da wörtlich:

B. v. K. ist fürchtbar nett. I. merkt natürlich nichts, O. erst recht nichts. O. ist ja schließlich auch ein alter Herr, wenn er auch noch ganz rüstig scheint, der versteht eben nichts mehr von —

Hier ist die Ede abgerissen, ich habe auch genug. „I.“ ist natürlich Tante und „O.“ bin doch sicher ich. — Wovon ich wohl nichts mehr verstehe?

„Alter Herr!“ — „noch ganz rüstig“, das ist doch unerhört, ich zähle erst vierundvierzig Jahre!

Wuthenbrandt lasse ich meine Balltrophäe rufen und halte ihr den Wisch vor die Augen.

Sie erröthet etwas, aber nur wenig, dann reißt sie ihn mir aus der Hand, zerpfückt ihn in kleine Stückchen. „Ach was, Quasch!“ sagt sie und tauscht empört davon.

Hausfraulich thätig wird „sie“ jetzt plötzlich und macht sich überall nützlich. Besonders die Blumen an den Fenstern hat sie unter ihre Obhut genommen. Sie giebt sie täglich, mehrmals sogar, beinahe fürchte ich, zuviel.

Ich stehe im Nebenzimmer und sehe heimlich zu. Wie geschäftig sie umherhantirt mit der kleinen Sieblanne. Sie zu liebes Bild, das hübsche, frische Mädel an dem Fenster mit den weißen Mullgardinen, dicht über die bunt blühenden Alpenveilchen und Primeln gebeugt, hier eine Blüthe aufstreichend, da ein welches Blatt entfernend.

Warum giebt sie nur plöglich das Wasser auf das Parquet statt auf die Blumen?

Es klirrt etwas draußen auf der Straße.

Sie horcht auf.

Ich auch!

So ritt doch nur ein Säfel, den man mit Gewalt schleppt, ein Kavalleriefädel.

Sie erröthet, sie grüßt strahlend lächelnd, sie hält die weiße Mullgardine halb vor ihr Gesichtchen und macht „Gud, gud!“

Ich stelle mich auf die Fußspitzen, um zu sehen, wer da draußen vorbeigeht. Der Hufarenleutnant, der Vetter! Er lacht, er nicht, er streicht sich mit nicht mißguterstehender Bewegung über den Mund!

Ich dacht' es mir doch!

Ich habe „sie“ nach Hause geschickt, obgleich sie mich auf den Anien angefleht hat, sie nicht „unglücklich“ zu machen!

Aber ich habe dem Hufaren die Adresse meiner Nichte gegeben, nun ist er eben abgefahren, um sie sich zu erböbern.

Ein ganz frecher Dachs ist übrigens dieser Hufar!

Fällt er mir zum Abschied und nachdem ich ihm eine Stunde lang ordentlich in's Gewissen geredet habe, um den Hals, küßt mich mitten in's Gesicht und meint, es schiene ihm so, als ob ich zum Tanzschwiegerpapa ebensolche Talente haben würde, wie zum Tanzpapa.

Kinematographie des Herzens.

Der Kinematographie, die heute die Herzen von alt und jung erfreut, bedient sich auch die experimentelle Medizin immer mehr, um die kurz auseinander folgenden Veränderungen, die ein funktionierendes Organ während der verschiedenen Phasen seiner Thätigkeit zeigt, im Bilde festzuhalten. Da es sich dabei um innere Organe handelt, erfüllt die gewöhnliche Kinematographie nicht den Zweck, sondern sie muß mit der Röntgenphotographie kombiniert werden. Es ist klar, daß sich daraus bedeutende technische Schwierigkeiten ergeben, die nur schrittweise überwunden werden. Bis jetzt ist es, wie unlängst erwähnt, ge-

lungen, die Magenbewegungen durch das Röntgenkinematogramm zu fixieren und dadurch die Vorgänge der Verdauung zu studieren, desgleichen die Peristaltik des Darmes, der in dor- und rückläufigen Bewegungen seinen Inhalt bearbeitet und forttransportiert. Das Neueste ist eine Reihe von Herzkinematogrammen, die in der medizinischen Klinik von Dr. A. Weber, wie er in der Münchener Medizinischen Wochenschrift mitteilt, aufgenommen sind. Schon frühe konnte man Röntgenaufnahmen vom Herzen, die es in einer Phase zeigte, entweder während seiner Erschlaffung (Diastole), während derer es sich mit Blut füllt, oder während seiner Zusammenziehung (Systole), die das Blut in die Arterien treibt. Allein die isolierten Bilder gaben nie eine Erkenntnis des ganzen Verlaufes einer Herzaktion. Diese war nur zu erzielen, wenn man das Herz vor einem Röntgenstrahl durchleuchtete und seine Arbeit beobachtete. Dann aber blieben die einzelnen Zustände, in die das Herz tritt, nur für den Augenblick ihres Daseins sichtbar. Diesem Mangel hilft die Herzkinematographie einzuwirken bis folge technischer Schwierigkeiten ist es noch nicht möglich geworden, mehr als vier Aufnahmen in der Sekunde herzustellen.

Die blaue Uniform bleibt!

Die Annahme, daß in absehbarer Zeit die feldgraue Bekleidung die Dienstkleidung des deutschen Heeres auch im Frieden werden und die buntfarbige Bekleidung allmählich dem Verschwinden entgegengehen würde, bestätigt sich nicht. Vielmehr ist, wie die „Allg. Armee-Korrespondenz“ mittheilt, vor kurzem eine Verfügung des preussischen Kriegsministeriums erlassen worden, monach bei allen Truppen des Heeres nur zwei Garnituren feldgrauer Bekleidung bereit gelegt werden sollen: eine Kriegsgarnitur und zweitens eine Friedensgarnitur, damit durch Auftragen einer Garnitur stets eine Auffrischung der Kriegsgarnitur gesichert wird. Darüber hinaus soll nach Fertigstellung dieser feldgrauen Garnituren wieder mit der Anfertigung von buntfarbiger, also bisheriger Bekleidung begonnen werden. Hiernach ist die feldgraue Uniform lediglich für den Krieg bestimmt, während im Frieden die alte Art weiter getragen werden soll. Der Grund ist wohl darin zu suchen, daß man dem Soldaten im Frieden ein Kleid geben oder lassen will, das einen gewissen Schmuck darstellt, und Werth auf gute äußere Erscheinung legt.

Von Eichen erschlagen.

Zu dem bereits gemeldeten schweren Unglück auf der Herrensinsel bei Prien am Chiemsee, wo gelegentlich eines niedergehenden Gewitters der Professor St. festal von der Gewerkschule in Parubüby, seine Ehefrau, sowie sein zehnjähriger Sohn von umstürzenden, etwa hundert Jahre alten Eichen erschlagen wurden, ist noch folgendes nachzutragen. Die drei Leichen waren gräßlich verstümmelt und boten einen entsetzlichen Anblick. Dem Professor St. war der Schädel vollständig zertrümmert, seine Gattin lag unter einer der gestürzten Eichen, der Sohn hatte tödtliche Verletzungen am Kopfe erlitten. Eine Gerichtskommission aus Prien traf bald darauf zur Aufnahme des Thatbestandes an der Unfallstelle ein. Professor St. beabsichtigte mit seiner Familie von München aus, wo er zum Besuche bei Verwandten weilte, nach Salzburg zu fahren, hatte aber die Reise zur Besichtigung des Königsschlusses unterbrochen. Seine 18jährige Tochter war unterdessen in München zurückgeblieben; denn sonst hätte sie zweifellos das traurige Schicksal ihrer Angehörigen theilen müssen.

Nachdem das Gewitter vorüber war, besichtigten zahlreiche Personen die umstürzten Eichen, aber niemand hatte eine Ahnung davon, daß unter den Baumriesen drei Menschen begraben lagen.

Der Verein der Elefantenfreunde.

Durch einen rührenden Aufruf, der gegenwärtig in Paris verbreitet wird, erfährt die Welt zum ersten Male von dem Dasein einer bis her so gut wie unbekanntem Gesellschaft in Paris besteht ein regelrecht „Verein der Elefantenfreunde“, der es sich zum Ziel gesetzt hat, der immer größer werdenden Gefahr der völligen Ausrottung der Elefanten entgegenzutreten. In dem jüngsten Aufrufe, der auf die interessante Tatsache hinweist, daß jährlich auf Erden gegen 50,000 Elefanten geschödet werden, wird darauf hingewiesen, welchen Nutzen die Klagen und gutmüthigen Diäpäuter nach Erfolg der Föhmung in den afrikanischen Kolonien stiften können, wenn man bei Zeiten die Massenschlächtereien verhindert, durch die allein in Folge der Eier nach Elfenbein die nützlichen Diäpäuter völliger Ausrottung nahegebracht worden sind.

Wittig.

„Was hör' ich, Altmann, Du bist verheiratet? Gute Partie? Was hat Dir denn Deine Frau mitgebracht?“ „Ihre Mutter!“

Frauenecke

Schweizerin.

Kind, wenn deine Stimme schallt, Frohen Gruß zu spenden, Wenn sie jauchzend wiederhallt Von den Felsenwänden —

Wenn dein Auge blau und klar Blüht in Jugendfreude, Und es fliegt dein dunkles Haar, Raschen Windes Beute —

Alpenkind, dann bist du schön, Schön vor jenen allen, Die in Sammt und Seide gehn In der Fürsten Hallen.

Durch die Lüfte, weit dahin, Schneifst dein Bild zu Thale, Und du stehst als Königin Hoch im Sonnenstrahle.

„Aus: Mein Sonnenschein“, von Alice Frein von Gaudy.

Freundliche Worte.

Kann ein böses Wort großen Schaden anrichten, so kann hingegen ein gutes Wort zur rechten Zeit wahre Wunderkraft und Segen entfalten. Es ist aber merkwürdig, wie die meisten Menschen, darunter sonst herzensgute und brave, gerade in den Tagen, wo ein freundliches Wort ganz besonders am Plage wäre, es oft schwer oder gar nicht finden.

Da haben sich zwei gute Freunde zur Abwechslung einmal entzweit; sie leiden beide empfindlich unter dem unseligen Zwist und sehnen sich aufrichtig nach Wiederverständigung und Versöhnung. Ein freundlicher Gruß von einer Seite würde schon eine Brücke bilden, auf der sie wieder zusammenkommen könnten, ein freundlicher Gegengruß und ein herzliches „Wie geht's?“ würde sicher die Erwiderung sein. Aber die Scheu, sich dadurch etwas zu vergeben, hält Jeden von dem ersten Schritt ab, und so wird die Klust von Tag zu Tag größer und endlich wohl gar unüberbrückbar. So herabens sie sich selbst des Glücks, das der Verkehr mit einem trauten Freunde in sich birgt, weil sie es nicht über sich gewinnen können, zur rechten Zeit ein entgegenkommendes Wort über die Lippen zu bringen.

In den besten Familien kommt manchmal etwas vor, so pflegt man zu sagen, und dieses zarte Etwas ist eine Andeutung des Umstandes, daß auch liebevolle Ehegatten keine Engel sind, selbst wenn sie den Himmel auf Erden haben, sondern daß es zwischen ihnen hier und da einmal zu einem Kleinriegel zu kommen pflegt. Denn es sind eben nie zwei Menscheninder genau paßlich für einander zugeschnitten, sondern es bleiben immer Ecken und Kanten als Reibungsflächen übrig, und ehe eine Ehe harmonisch wird, müssen sich diese Unebenheiten erst aneinander abschleifen. Aus diesem Grunde kann es sich wohl ereignen, daß Eheleute tagelang aneinander vorbeigehen oder gar nicht über den Weg gehen, ohne das erlösende Wort zur Beseitigung der Reibungsschwüle zu finden. Ein paar Tage sind ja keine Ewigkeit, wenn aber zwei selbstquälerische Menschenfinder, die sich im Grunde herzlich lieb haben, einander tagelang in das verthimmte Anlitz sehen müssen, da ist's, als ob sich die Stunden endlos dehnten und langsam wie in Hölle vergingen. Bloß ein Tröpfchen Del von einer Seite, dann würde man über die Kanten und Unebenheiten spielend leicht hinwegkommen, und dies Tröpflein Del kostet nichts und ist immer zur Hand: es ist ein freundliches, befähigendes Wort.

Praktisches Ausbessern der Bettwäsche.

Gute Bettwäsche repräsentirt ein kleines Kapital, das wird jeder Hausfrau, sobald Neuanschaffungen gemacht werden müssen, in überraschender Weise zum Bewußtsein kommen. Es gilt deshalb hier vor Allem, durch sorgfältiges Ausbessern den Wäschebestand solange wie möglich zu erhalten. Bei den großen Bezügen wird zuerst die Seite dünn und schlecht werden, die dem Kopfe zugekehrt ist. Handelt es sich um nicht allzuvielen Stellen, so versucht man es mit Stopfen, bald aber ist der ganze Rand so dünn, daß man dies Verfahren als auskömmlich ausgeben muß. Da es sich meist nur um einen Streifen von 4-6 Zoll Breite handelt, so schneide man diesen einfach ab und nähe die Theile auf der Maschine mit französischer Naht zusammen, — die meisten Bezüge werden wohl eine bezartige Ritzung vertragen. Wiederholt sich nun das Schadhastwerden nach einiger Zeit wieder an gleicher Stelle, so thut man gut, das bisherige Kopfenbe zum Fußende und umgekehrt zu nehmen. Man schneidet hierzu die Knopfstreifen mit 1 1/2 Zoll Stoffzugabe ab, und stopft sie, nachdem alles Schlechte fortgeschritten, dem oberen Rande aus, eventuell wäre hier vorher ein neuer Streifen einzufügen, um dem Bezug seine frühere Länge wiederzugeben. Nun stopft man die Ränder, an denen die Knopfstreifen fortgeschritten, zu-

sammen, auf diese Weise ist das Wäschestück ohne viel Mühe noch für längere Zeit tauglich.

Latex, die selbstverständlich zuerst in der Mitte reifen, werden zuerst geschnitten, was nach sorgfältigem Aufheften mit der Maschine vorgenommen werden kann. Ist das Latex aber schon zu dünn, so wird es getupft, d. h. in der Mitte der Länge nach auseinandergeschnitten, der dünne Stoff fortgeschritten, gesäumt, und die beiden Webekanten aneinandergefügt. Am besten geschieht dies mittels dichter, überwendlicher Naht mit der Hand, nach vorherigem glatten Zusammenheften. Eventuell kann dies auch mit der Maschine geschehen, dann ist das Latex aber nur noch von einer Seite zu benutzen. Beginnt die Mitte nach längerem Gebrauch wieder schadhast zu werden, so ist es rathsam, eine Bahn einzusehen, so daß das Latex nun gewissermaßen aus drei Streifen besteht, doch prüfe man es erst sorgfältig daraufhin, ob es auch die angewandte Mühe und Kosten noch lohnt.

Bei Kopfstößen kann man sich meist nur durch Stopfen helfen, höchstens einmal die Ecken, die gewöhnlich zuerst reifen, durch sauberes, gleichmäßiges Einfeilen von Flicken ausbessern. Ein gesticktes Kopfstößen wirkt sehr ungeschön und ist auch ungesund, sollen also die Schäden zu groß werden, um durch Stopfen beseitigt zu werden, so arbeite man lieber neue Kissenbezüge. Der aerinax Stoffverbrauch und die leichte Anfertigungsweise ermöglichen dieses ohne allzu große Kosten.

Wöchentliches Küchenzettel.

- Sonntag. Suppe mit Marktfröhen und kleinen Erbsen, Gebäckener Schinken, Kartoffelcroquetten, Büchsenporgel, Weinbeeren mit Schlagfabne. Montag. Rindfleisch, Rubeluppe, Rindfleisch mit Sardellenauce, Kartoffelpuffer, Grüne Bohnen, Pfirsich-Auflauf. Dienstag. Blumentohluppe, Gebäckener Blumentohl mit Kalbsleber, Röstkartoffeln, Reischneebälle. Mittwoch. Gemüsesuppe, Gschmorle Rinderbrust, getochte Kartoffeln, Gurkensalat, Pfirsich-Auflauf. Donnerstag. Tomatensuppe, Fritasse von Kalbsfleisch mit Semmelstücken, Wachsbohnen, Compott. Freitag. Gebratene Fische mit Senfbutter, Salzkartoffeln, Erbsen und Karotten, Kefel in Vanillesauce. Samstag. Rarottensuppe, Schmorbraten mit Wirtingtohl, Brattartoffeln, Kaffee und Kuchen.

Eyprobe Recepte.

(Für sechs Personen berechnet.) Reischneebälle. — Für jede Person rechnet man einen Apfel, schält ihn, sticht das Kernhaus heraus, füllt feingehackten Citronat, mit zerstoßenen Mandeln vermischt, hinein, füllt jeden Apfel in ein gut gebuttertes Leinentuch, das man mit einer daumenbreiten Lage ausgequollenen Reis belegt, bindet es über dem Apfel zusammen und kocht Alles zusammen 1 Stunde, in kochendes Wasser eingelegt. Man reicht Himbeerlast oder eine Sauce von Rothwein dazu. Weinbeeren mit Schlagfabne. — Recht reife, helle Weintrauben wäscht und entstieft man, legt eine Gaschale mit Matronen aus, füllt eine Lage reife Schlagfabne darauf, auf diese Weinbeeren, wieder Schlagfabne und Weinbeeren, schlägt unter den Rest der Schale 1 Gläschen voll Himbeerlast, zieht sie über die Weinbeeren, die sich auf der rosa Schlagfabne sehr hübsch ausnehmen. Apfel in Vanillesauce. — Kleine säuerliche Äpfel, möglichst von einer Größe, werden sauber abgerieben, das Kernhaus wird ausgestossen, mit Korinth gefüllt, in Zuckerlast mit einigen Mandeln weich getocht, herausgehoben, der Saft mit einer halben Schote Vanille oder 2 Theelöffeln Extrakt 10 Minuten gekocht, durchgeseiht, mit 2 Eigelb und 1 Theelöffel Mehl abgezogen, dann wird die Sauce über die Äpfel gegeben. Man bereitet sie am besten schon am Tage zuvor zu, damit sich der eigenartig seine Geschmack recht entwickeln kann. Pfirsichauflauf. — 10-12 gut ausgereifte Pfirsiche entsteint man und dämpft sie mit 3 Löffeln Zucker weich, dann treibt man sie durch ein Sieb, mengt 3 Eigelb und den Schnee von 5 Eideich darunter, füllt in eine gut ausgebutterte Form und bakt den Auflauf in nicht zu heißem Ofen 1/2-3/4 Stunde.